III. Jahr Heft 17

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende (Das Kind. Schluß) / Jos. Georg Oberkofler: Gebet der jungen Mutter Erde / L. E. Tesar: Weltansicht und Ichvertrauen / Georg Trakl: Die Verfluchten / Otto Alscher: Witterung / Jul. Zerzer: London / Rich. Huldschiner: Der Ophirfahrer / H. Neugebauer: Abend / Will Scheller: Alfred Kubin / Martina Wied: Die Versuchung des heil. Antonius / Peter Altenberg: Güte / H. Oberhummer: Zur Reform der Litteraturgeschichte / Max von Esterle: Karikaturenfolge 65 (Hugo Grimm)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. Juni 1913 Heft 17

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

Das Kind

(Zweiter Teil)

Wiesen im ersten Grün, gleich Kindern in erster Reife, halten um mich. Weich und wellig dehnen sie sich zu den Felshängen hin, in der Ruhe noch bewegt, so sehr sind sie im Wachstum begriffen. Und Blatt und Halm wetteifernd im Sichauftun. Mein jüngstes Kind, ein Bub mit weichwelligem hellem Haar, auf der Wiese vor mir sich tummelnd, Mund und Augen voll Frohheit, oft für sich plaudernd, so daß ich lächelnd zuhöre. Wohl ein Sproß besserer Willigkeit, einem Weibstum abgenommen fern aller Frauschaft wie allen Unwilligkeiten und Absichten: so geglückt scheint er. Oder sollte sein weniger Geglücktes nur von seiner Unmündigkeit noch verdeckt sein? Ich möchte es nicht glauben. Jetzt hat er die Hände voll Blumen, die er jubelnd herweist. Soll ich seinem Tun wehren? Die Blumen würden doch bald verwelken. Und die Natur ist ja der Ueberfluß. Auch zerstört das Kind nicht, um zu zerstören; es bricht sich die Blumen aus Begierde nach ihnen.

Das ungebildete Kind hat mehr Auge für die Vorgänge in der Natur als der verbildet gebildete Erwachsene, nur zeigt sein Anteilnehmen an diesen Vorgängen noch die ganze Unbeholfenheit seiner Unmündigkeit. Aber nichts Trennendes liegt zwischen ihm und den Dingen, die aus

den Vorgängen sprießen. Sein Unwissen um die Dinge verbindet es noch den Dingen, und nur die Unbewußtheit seines Unwissens verlegt ihm die Fähigkeit des richtigen Miterlebens, die sich einem erst dadurch erschließt, daß man sich seines Unwissens bewußt wird. Das Trennende zwischen sich und die Dinge legt erst der erwachsene Beschauer durch sein vermeintliches Wissen um die Dinge, das, gleich eingefressener Säure von der Haut, von ihm nicht mehr weichen will. Es zeigt wiedrum deutlich das Verbildetsein dieses Gebildetseins, und daß jeder, der es aufweist, sich damit entstellt hat. Wie möchte ich Kinder vor solchem Gebildetsein behüten!

Hier erkenne ich: das Anziehende eines vermeintlich Unschuldigen ist am Kinde wirklich vorhanden. Und es liegt nicht nur darin, daß in der Unmündigkeit des Kindes alles ihm etwa anhaftende Verdorbene noch verborgen ist, — es liegt wohl mehr darin, daß dieses übernommene Verdorbene im Kinde durch den ungeheuren Vorzug, daß sein Gesamtwesen noch von keinem Wissen gelenkt wird, zurückgedrängt wird. Daher mag es kommen, daß der Schaffende — ja der tiefere Mensch überhaupt — sich zum Kinde hingezogen fühlt, daß er das Kind als ein tief Verwandtes empfindet. Er schaut eben die Ueberlegenheit der Natur des Kindes dem Erwachsenen gegenüber, an dem die Natur durch das Wissen bereits eingegangen ist.

Und man gewahrt das Kind in den Händen solcher Erwachsenen. Es vermehrt in einem die Not, doch zugleich auch die eigene Kraft. Man wird wacher und tiefer und zerschlägt immer mehr alles Wissen und erhebt das Unwissen zum Daseinsdienst. Denn man erfährt an sich: wie leicht es doch ist, sich alles Wissen anzueignen. Es geht dabei genau so, wie mit dem Erlernen eines Handwerks. Aber das Unwissen! — Es ist immer eine erlauchte Stunde, in der man sich seines Unwissens völlig bewußt wird. —

Mein Bub kommt an mich herangeschnuppert und will sich mit mir balgen auf der weiten Frühlingswiese. Sein weiches Gesichtchen ist köstlich. Eine etwas schwere Sonne lagert rings auf der Landschaft; sie macht einen selber ein wenig träge und schwer, und man entläßt Wissen und Unwissen. Es geht auch schon gegen Mittag. Und so trotten wir, mein Kind und ich, bald zusammen dem Hause zu, das hell und überaus freundlich, von sanften Mittagswinden umweht, uns entgegenwinkt und sich ausnimmt wie ein wahres Haus in der Sonne.

*

Der Abend ist frühlingshaft weich mit duftigem Gewölk und zart verschleiertem Licht. Nur ab und zu ein frischer Luftstrich von den Höhen her. Alles rings im Sprossen und Blühen. Schmetternder Vogelsang. Und zuweitest hinausreichend ein großes Ausruhen der Lüfte, wie um Raum zu schaffen den Bewegungen neuerstandener Fülle.

Ich hüte wieder meinen Jüngsten auf irgend einer Wiesenweide. Weiter fort, den spärlich bewaldeten Hang nach Blumen durchstreifend, unseren Augen zumeist entrückt, des Buben Schwesterchen, Helga, mein Sorgenkind. (Wer, dem unser Zugetansein besonders anhaftet, sollte uns im Leben nicht Sorge bereiten!) Das sehr lebhafte Mädchen geht jetzt schon eigenwillig seine Wege. Wenn ich nach ihm rufe, gibt es nur kurz Antwort; es will allein gelassen sein. Mir gefällt im Grunde solche selbständige Geschäftigkeit. Aber das Kind ist sehr empfänglich und oft allzu leicht reizbar und demnach sehr abhängig von seiner Umgebung. In sein Dasein sind vielleicht Ueberreste eines Willigkeitsmangels mitgegangen. Ich möchte immer Frohes und nie allzu Erregtes in seiner Umgebung wissen!

Während ich solchem Wunsche nachhänge, erkenne ich, wie wenig wir eigentlich für unsere Kinder tun können. Mit dem Erziehen berauben wir sie; mit dem Nichterziehen

belassen wir ihnen einen Reichtum, der sie der Anfeindung der übervielen durch Erziehung Beraubten aussetzt. Ihr Glück können wir mit unsrem Tun nie machen. Solange sie noch klein sind, wird sich ihre Wesensart nicht bewußt, was wir zu ihrem Glück beitragen, und unsre Person ist ihnen leicht ersetzbar. Und wenn sie erwachsen sind, werden sie sich ihres Selbst in einer Weise bewußt, daß wir kaum mehr zu ihrem Glück entscheidend beitragen können. Auch hier erweist sich noch als das Beste das Nichttun, indem das Tun sich als das Schwächste erweist. Die Kräfte des Nichttuns müssen wohl größer sein als die des Tuns. Man besinne sich auf Wirkungen von Segen und Fluch, die von altersher anerkannt sind. Und wirklich mag die Kraft eines Wohlwollens, das wie ein lebendiger Segensstrom beständig hinter einem Menschen her ist, der höchste Schutz für den betreffenden Menschen sein. Mit solchem Wohlwollen geben wir wohl auch das Beste unsren Kindern . . .

Ein ähnliches Wohlwollen möchte nun noch zu meinen Kindern reden. Zu einem Knaben hat man eher ausgeredet, weil hier besser das Beispiel spricht, wenn der Beispielgebende ein Mann ist. Um aber zu einem Mädchen zu sprechen, bedarf das Beispiel scheinbar der Uebertragung ins Weibliche, weil auch am Beispiel zumeist nur die Außenseite ins Auge fällt. Doch diese Uebertragung ist Sache der inneren Fähigkeit eines Aufhorchens, und wenn diese Fähigkeit nicht da ist, bliebe wohl auch wörtliche Uebertragung unverstanden. Deshalb, wenn ich noch rede, ist es vielleicht nur, um ein allzu Drängendes in mir zu beschwichtigen.

Es ist nämlich eine heftige Strömung gegen Zeit und Herkommen in mir, und es ist wie von einer Urströmung ausgelöst. Es wehrt sich immer wieder um Dinge der Liebe, um die sich zu wehren niemals nötig sein sollte, weil sie sich am besten vollziehen, wenn sie sich selber überlassen blei-

ben, gehegt von der Stille, die alles am besten zur Reife bringt. So haben das Männliche und das Weibliche von jeher noch zusammen gefunden, und je mehr sich selbst überlassen und je satzungsferner es geschah, umso brünstiger und inniger war es wohl. Man muß auf die Wohlgeratenheit einer Mannes- wie einer Weibsnatur so viel halten können, daß man ihr zutraut: sie gehe dort ihren rechten Weg, wo sie am freiesten ist. Satzungen aber setzen Mißratenheit bei Menschen und Dingen voraus und drängen dabei das Unerwachsene oft in ein zu frühes Erwachsensein und das wohlgeratene Erwachsene in eine beklemmende Enge. Denn durch die Satzung wird das Nichtsatzungsgemäße ungehörig zu Ueblem aufgebauscht und dadurch das Interesse daran im unerfahrenen Unerwachsenen oft erst geweckt. Und Wohlgeratenheit zeigt sich erst so: daß man eine Satzung in sich trägt, die sich von keiner äußeren Satzung verschütten läßt. Es ergibt sich hier: Satzungen mögen taugen als Haftverordnungen für Mißratenes; der Wohlgeratene aber mißrät, wenn er sich ihnen völlig unterwirft. (Es ist nun freilich nicht Sache eines jeden, dies so herauszukehren. Die Kräfte- und Wesensbeschaffenheit des Wertenden trifft hier das Anordnende. Manchem dürfte es schon genügen, sich nie für eine Satzung zu entscheiden, die danach angetan ist, eine urewige Satzung zu erwürgen. Darum wohl auch größte Zurückhaltung bei tieferen Menschen im Verurteilen von Verfehlungen und Verbrechen auf dem Gebiete der Liebe.)

An mein Unwissen um die Dinge rührt hier das Empfinden: daß alle Verbrechen der Liebe aus verfehlten Satzungen herrühren mögen, daß wohl jede Satzung in der Liebe verfehlt ist, ja daß die Satzung eben das Verbrechen an der Liebe ist: denn sie will das Tiefste am Menschen, das Geschlecht, zwingen, nicht zu sein, wie es ist.

*

Ich beschwichtige meinen Unmutsausbruch, der sich an völlig Erwachsenes richtete, und möchte nun aus dem Besten in mir etwas hervorholen, das auch ein Kind bereichern könnte. Aber man ist zu arm, um etwas abgeben zu können, das das Kindliche am Kinde aufwiegt. Man muß auf die Zeit warten, wo das Kind sein Kindliches einbüßt und dadurch ärmer wird, um es beschenken zu können. Und leider wird diese Zeit auch für das Kind kommen, oder vielmehr: das Kind wird reifen und in diese Zeit kommen, die dürftige Stunden hat und trübe Stimmungen und die sich mit der Liebe beschäftigen wird. Da wäre zu sagen (wenn es sich an ein Männliches richtet): sei ein Mann! Und es würde alles Brauchbare in sich schließen. Denn dieses „Mannsein" müßte wachsen mit dem Menschengehalte, der es in sich aufnimmt.

Aber einem Mädchen zu sagen: sei ein Weib! wird schwerer, wenn sich kein Mann oder auch nur nicht der rechte Mann finden läßt. Männer sind immer ein Seltenstes. Daß sich das so verhält, fühlt man wohl als Uebelstand für das Weibliche, weiß aber nicht mehr weiter vor Unwissen. Bis einem einfällt: Die Liebe ist das Bindendste. Womit man den Schritt zum Manne als ein Wichtigstes unterstreichen will und so zugleich beinahe etwas Tröstendes aufbringt für die Tatsache, daß Männer selten sind. Aber die Ehe als solche ist nicht die Liebe. Es stellt sich wie ein entscheidendes Wort in der Sache ein und umgrenzt gleichsam die Bahn, die ein Lieben begehen sollte.

Und nun schaut man ein Weiteres sich lösen und sich anschließen, also geformt: Wer die Ehe für das Bindende hält, soll nicht nach Liebe fragen. Wer aber die Liebe für das Bindende hält, darf der Ehe nichts Bindendes einräumen. Man muß die Wahl auflösen können, wenn das Erwählte nicht Stand hält. Denn wo die Pflicht einreißt, ist das Sittliche der Liebe bereits verwildert. Erhält sich aber das

Erwählte die Liebe, muß man ihr Bindendes leben durch tiefe Willigkeit. Und das Weib muß der gehorsame Teil sein. Es ist uraltes Gebot: „Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhängen". Und so war es wohl gewachsen, noch bevor es Gebot war: daß das Weib sein Herkommen auslöschte, um dem neuen Stamme völlig anzugehören. Und so sollte es immer sein, und das Weib dem Manne nie zur Frau werden, die sich an ihr Herkommen hängt und den Mann dabei weibverlassen macht. Denn es gibt so manche Lage, in der dem Manne das Weib ein Notwendigstes ist, die des Weibes ganze Willigkeit beansprucht; die keinen Widerspruch duldet, weil jeder Widerspruch Verlust ist und Gefahr wird; die verlangt, daß der Mann der Führende ist (vorausgesetzt, daß er auch dem Weibe gegenüber ein ganzer Mann ist). Denn oft ist man im Leben wie auf dem Kriegspfade. Und je mehr man Mensch und Mann ist, umsomehr ist man dort, wo die Zivilisation eingerissen ist, wie in Feindesland. Da ist eine willige Gefährtin das Aufrichtendste und Kostbarste.

Aber es ist vielleicht so: daß der wertvollere Mann seltener zum entsprechenden Weibe kommt als der weniger wertvolle. Ebenso beim Weibe: daß es, je wertvoller es ist, umso seltener auch den entsprechenden Mann findet. Denn der Mann trägt das Weib in sich, das er sucht, und das Weib den Mann, den es sucht. Es ist wohl zutiefst das Suchen nach dem großen Unbekannten, nach dem großen Sichergänzen — nach dem Sichvollenden-wollen. Und von der Geschlechtlichkeit, dem Hort aller Tiefen, wird es ausgelöst, Es bezeugt vielleicht über die Abirrungen der Generationen hinweg, daß Mann und Weib ursprünglich ein sich gegenseitig Vollendendes, ein an sich Vollkommenes gewesen sind.

Wie von selber gibt sich hier ein Bild von der Richtung meines Vorwärtsstrebens und ein Bild von der Beschaffenheit meines Sicherschließens. Es wäre wohl ein Vor-

wärtsstreben zum Ursprung durch ein immer tieferes Sichselbsterschließen. Es zeigt sich mir als Weg, auf dem der Mensch wieder wird, was er ist. Es belegt mir die ewige Kindschaft des Menschen, seine ewige Unmündigkeit einer Wirklichkeit gegenüber, die zu ergründen er niemals imstande ist.

Und nun erst fühle ich mich in der Lage, ein jedwedes Menschenkind beschenken zu können. Ein Kind mit den Unnotwendigkeiten eines Erwachsenseins vertraut zu machen: diese zweifelhafte Bescherung überlasse ich anderen (es wäre Sache der sogenannten Erzieher.) Aber dem Erwachsensein wieder zur Kindschaft zu verhelfen, ist sicher etwas, das mehr nottut. Und ich glaube, daß es auch mehr ist. Ich sehe es an mir als Menschen. Denn das Feststellen meines Unwissens ist mehr als das bloße Wissen; und das Mirbewußtwerden meiner Unmündigkeit ist mehr als das Michmündigfühlen. Und somit: was für das Kind zu gelten hat, gilt zuletzt auch für den Menschen.

*

Wieder wandern wir nach Hause, mein kleiner Sohn und ich. Auf einem Felsblock hinterm Hause steht bereits die kleine flinke Helga, uns eifrigst zuwinkend. Schon dämmert es ein wenig, und man ruft die Kinder zum Abendessen.

Mein Wohlwollen begleitet sie. Dann bleibe ich allein vorm Hause zurück, in den langen stillen Abend sehend, der langsam dunkler wird. Die Rast ist mir Labung; es fällt etwas von mir ab, das wie Gewicht war, wenn auch nicht drückend: das Laute des Tages und der Tumult der Gedanken. Ich fühle: Auch Müdesein ist Befreiung. Es übergibt den Menschen den Händen einer wunderlichen Macht, von der er wie ein Kind väterlich aufgenommen wird.

Wenn Kinder müde sind, bergen sie sich gern bei Vater oder Mutter und gehorchen williger; instinktiv spüren sie

die Natürlichkeit des Wohlwollens von solcher Seite und das Geborgensein. Und sie sind sich dabei nicht bewußt, daß sie nicht wissen, was eigentlich Elternschaft ist.

Sollte der erwachsene Mensch, der ebenso wie das Kind nicht weiß, was eigentlich Elternschaft von Uranfang her ist, der sich jedoch in besseren Stunden dieses seines Nichtwissens bewußt wird, — sollte sich dieser Mensch (die Natürlichkeit eines Wohlwollens von jener Seite instinktiv spürend) auch bei Vater und Mutter seines Urbeginns bergen und williger gehorchen wollen und sich ihnen gleich einer wunderlichen Macht übergeben, wenn er müde ist? — Welch neue Hoffnung: würde der Mensch dann zum Kinde?

Gebet der jungen Mutter Erde / von Josef Georg Oberkofler

Ein weißes Wunder brütet meine Hand;
in Wein und Oel taucht sich der goldne Tag,
seit rauh dein Pflug an meiner Lende lag
und Weizen sank ins ackerwunde Land.

Die Saat entwogt. Ein heißer Wellenschlag
zerbricht mein Knie. Versengt ist das Gewand.
Nackt wölb ich mich wie in das Meer der Strand,
die Flut zertrümmert meinen Sarkophag.

O schirm die Einfalt diesem großen Leben
Allvater Du! Es ist der Mutter Los
und Schuld: dein dunkles Antlitz zu erheben.

Vor dir ist alles Eingeweide bloß,
in allen Segeln ist ein Flammenweben,
da du durchfurchest meinen stummen Schoß.

Weltanſicht und Ichvertrauen / von L. E. Teſar

Die Weltanſicht eines Menſchen flutet zwiſchen der perſönlichen Rache um ein Leben, zu dem Anlage und Trieb vorhanden ſind, deſſen Verwirklichung aber materielle Umſtände unterbinden, und dem Mengen-Troſt von der Nichtexiſtenz jedes ſolchen Lebens, zu deſſen Durchführung die Vielen keine Fähigkeiten haben. Jener, der die Fähigkeiten *lebt*, die er beſitzt, hat keine, immer irgendwie programmatiſche, Weltanſchauung; er *geſtaltet* ſich die Welt.

Wer zur Brutalität gegen Mitbürger und Natur zu ſchwach iſt, wen Scham oder Zerfahrenheit des Willens niemals die Bande zerreiſſen laſſen, in die ihn vorſchnelle Tat und Umgebung verſtrickt haben, der *muß* ſich überreden, die Welt um ſich als bloßen „Traum" zu betrachten. Er leugnet die Welt, an deren Realität er verbröckelt, zu ſeinem Hirngeſpinſte, und rächt ſich ſo an ihr, von ſeiner Selbſterhaltungsſucht gezwungen. Die Nerven, welche die Erfahrung der *gegenwärtigen* Ich-Ohnmacht noch ertragen, riſſen bei der Erkenntnis *immerwährender* Ohnmacht. Menſchen, die ſo denken, werden leicht müde. Sie haben Stunden der Erkenntnis, daß ſie, die Träumenden, den Giftzähnen ihres Traumes „Welt" ſchonungslos preisgegeben ſind; daß aus ihren Träumen kein Erwachen erlöſt; daß ihr Ich das gehetzte Wild der eigenen Bilder iſt. Eine ungeheure Todesſehnſucht überfällt ſie; ſie werden Kindern gleich, die ſich ängſtlich nach dem weichen Arm der Mutter umſehen. Erſtarken ihre Nerven wieder genug, lange und unbarmherzige Wehen zu ertragen, können jene Stunden herber Klarſicht ſie zu Menſchen prägen, die wiſſen, daß die Welt aus *zwei*, zwei getrennten, unver-

einbaren Wirklichkeiten besteht — dem Ich und den Anderen —, deren Lebensbedingung und Lebenstätigkeit gegenseitige Reibung ist.

Die Weltanschauung, die sich eine Menge zum Troste ihrer Leidenschaftslosigkeit und Schaffensstumpfheit zurechtgelegt hat, setzt umgekehrt das „Ich" zu einem gleichgiltigen Traumelement der Welt herab. Diese Welt ist solchen Menschen aber keine Wirklichkeit; die Ausschaltung des Selbst hat sie um jedes Wirklichkeitsgefühl gebracht. Denn nur das Ich vermag die Welt zu gebären; niemals ist diese die Mutter jenes. Die Ichleugner mögen aus Zweckmäßigkeit die Realität des außer ihnen Vorhandenen immer wieder dekretieren, ihre Welt bleibt stumm. Sie ist ein Lehrsatz oder eine Sentenz; sie müssen und können sie lernen wie französische Vokabeln. Hätten sie einsame Stunden, wären es jene der Reue. Jedoch der Gesellschaftliche flieht die Einsamkeit. Wenn er zufällig allein ist, denkt er nach, was die anderen sagen würden und sagen werden über seine Situationen und seine Handlungsweisen.

Die Griechen hatten in der Sage von Prometheus den Sang von dem stolzen und trotzigen Ich, das von dem Gott der Rotte, von Jupiter, geschunden wird. Prometheus grollt und duldet. Ihn befreit nicht der Haufe derer, die sein Feuer im Opferbrande auf dem Altar der Autorität verunreinigen; Herakles, der Titane, löst seine Bande, wenn der Vater der Götter, das versteinerte Dogma, sein Ende gefunden hat. Der Mythus von Prometheus ist der Mythus des Ich. Ewige Qual und ewiger Spott, ewiger Trotz und ewiges Vertrauen. Die Ewigkeit ist nicht ins Unermeßliche verzerrte Zeitlichkeit; sie ist keine Dauer, dem Lebensfeigen Entschädigung im Jenseits zu gewähren; sie ist Gefühl des Selbst, bis in die Orte sich auszuspannen, wo der Streit der Parteien um die täglichen Kleinigkeiten nicht mehr gehört wird. Jedes Lied

und jede Sage sind zeitlos. Sie sind Anfang und Mitte und Ende zugleich. Prometheus wird immerwährend gefesselt, immerwährend von den Geiern zerfleischt und immerwährend losgebunden. (1910)

*

Die Wirklichkeit des Schmerzes und die Wollust der Leidenschaft — der Leidenschaft des ganzen Ich, das in Leib und Geist zu trennen, sie nicht aufhören wollen — hinderte mich nicht, die Welt um mich als einen Traum aufzufassen. Erst der Verzicht auf die Welt — nicht der klagende Verzicht, der überlebende Verzicht, der den Verzichtenden für die Gaben und Gefühle, Beifälle und Ruhmeskrönungen der Welt undurchdringlich macht — scheint die Wirklichkeit der außer-ich-lichen Welt am deutlichsten zu erweisen.

Die Wirklichkeit meines Ich, als des Trägers, mit anderen Worten: als der Möglichkeit oder des Zufalles meiner Gedanken, Träume und Begierden, ist ohne Zweifel. Wenn gegenwärtig die mit Wissen Behängten nachdrücklich den Satz verkünden, die Geschichte aller Menschen sei nur ein Teil der Geschichte geologischer Epochen, das Ich nur eine Funktion der Welt, kein selbständiger Wert, so ist ihr Satz — genauer, seine Ursache — gerade eine Bestätigung dessen, das sie leugnen. Denn dieser Satz, der den Menschen herabsetzt, verhöhnt, beschmutzt, daher auch des Sprechenden Ich — richtiger Ichbruchstück — herabsetzt, verhöhnt, beschmutzt, ist eben dessen masochistisch geschlechtliche Auswirkung. Weit entfernt von einer Wahrheit, die beanspruchen dürfte objektiv zu sein, ist er eine — zudem noch plumpe — Reaktion des Ich. Diese wissenschaftlichen Ethiker behaupten wohl, der „ökonomischen Ordnung" in ihren Betrachtungen die führende Stelle einzuräumen, ihre Urteile aber gehen über unökonomische Umwege. Sie haben die Hypothese Welt, die Hypothese Entwicklung, die Hypothese

Oekonomie und Ordnung nötig, um jene Erscheinung anzuerkennen, die notwendig die Grundlage aller Erfahrung ist. Die Erscheinung ihrer Existenz, der Existenz des ökonomisch Ordnenden.

Die Eilfertigkeit, die Ichs aus der Welt fortzustreichen, ist eine heimliche Sehnsucht nach dem alten dämonischen Götzen „Gott", der sich anmaßte, die Menschen als Spiel seines Hauches zu betrachten. Auch unsere Positivisten zittern vor Jehovah und Gottvater, nur daß sie die fetischartige Verkörperung ihrer Angst und Trägheit „Entwicklung" heißen.

Ich glaube, daß die Welt der Kampf, zuweilen das Spiel etlicher weniger Ich-Einsamer ist. Freilich glaube ich auch an die Möglichkeit von Gruppen-Ichs, das ist von Persönlichkeiten, deren Eigenschaften zwischen einer Mehrheit, vielleicht gar Vielheit von Menschen verteilt sind. Nur zu häufig aber scheint mir die Masse tatsächlich nicht mehr als Werkzeug oder Auslösung und Resonanzboden jener einsamen Ichs zu sein.

Den einsamen Menschen vermag im Grunde nur eine einzige Geschichte zu interessieren, die Geschichte seines Ich. Die Geschichte der Menschen, die Geschichte der Erde, Tiere und Pflanzen ist ihm nur die erklärende Umschreibung seiner Geschichte.

Haben die ringenden Ich-Einsamen, deren Kampf die Welt ist, ewige Dauer? Eine solche Annahme hätte nichts zu tun mit etwelcher programmatischen Seelenwanderung. Sie wäre eine Unsterblichkeit der Besten.

Ist es dem Stück eines Ich möglich, durch zähe unablässige Ausreifung, durch methodische Arbeit, durch endliche Entsagung jeder Sehnsucht zur Ganzheit des Ich aufzudringen?

(1911)

Die Verfluchten / von Georg Trakl

1.

Es dämmert. Zum Brunnen gehn die alten Fraun.
Im Dunkel der Kastanien lacht ein Rot.
Aus einem Laden rinnt ein Duft von Brot
Und Sonnenblumen sinken übern Zaun.

Am Fluß die Schenke tönt noch lau und leis.
Guitarre summt; ein Klimperklang von Geld.
Ein Heiligenschein auf jene Kleine fällt,
Die vor der Glastür wartet sanft und weiß.

O! blauer Glanz, den sie in Scheiben weckt,
Umrahmt von Dornen, schwarz und starrverzückt.
Ein krummer Schreiber lächelt wie verrückt
Ins Wasser, das ein wilder Aufruhr schreckt.

2.

Am Abend säumt die Pest ihr blau Gewand
Und leise schließt die Tür ein finstrer Gast.
Durchs Fenster sinkt des Ahorns schwarze Last;
Ein Knabe legt die Stirn in ihre Hand.

Oft sinken ihre Lider bös und schwer.
Des Kindes Hände rinnen durch ihr Haar
Und seine Tränen stürzen heiß und klar
In ihre Augenhöhlen schwarz und leer.

Ein Nest von scharlachfarbnen Schlangen bäumt
Sich träg in ihrem aufgewühlten Schoß.
Die Arme lassen ein Erstorbenes los,
Das eines Teppichs Traurigkeit umsäumt.

3.

Ins braune Gärtchen tönt ein Glockenspiel.
Im Dunkel der Kastanien schwebt ein Blau,
Der süße Mantel einer fremden Frau.
Resedenduft; und glühendes Gefühl

Des Bösen. Die feuchte Stirn beugt kalt und bleich
Sich über Unrat, drin die Ratte wühlt,
Vom Scharlachglanz der Sterne lau umspült;
Im Garten fallen Aepfel dumpf und weich.

Die Nacht ist schwarz. Gespenstisch bläht der Föhn
Des wandelnden Knaben weißes Schlafgewand
Und leise greift in seinen Mund die Hand
Der Toten. Sonja lächelt sanft und schön.

Witterung / von Otto Alscher

Der Lärm hat kaum Platz in dem engen Tal. Besonders der Klarinette Ton steigt hoch das kahle Felsgewänd hinauf, das über den Häusern steht, und zerschlägt sich in den Schroffen oben zu einem dünnen Gekreisch. Der Baß aber rollt fort, schwerfällig, den Sturzbach entlang, an dem die dürftigen Hütten liegen, und erstickt im Tosen der Mühlwehr. Und das alles geht rastlos, wie ein fieberhaftes Keuchen.

Wie finden die Menschen nur Raum zum Tanzen in der engen Klamm! Ihre Hütten sind in die Bergwand eingefressen oder hängen auf buckligem Gemäuer über dem Bach. Und auch die Kirche lehnt sich mit dem Rücken an eine Schutthalde an, die Straße aber, die durch den Ort führt, ist nur ein holperiges Rinnsal, in dem die Wasser tosen, wenn sie vom Gewände niederspringen.

Warum überhaupt leben die Menschen in diesem Kessel?

Alles kümmert hier, die Hütten, das Licht; auch das Waſſer, das ängſtlich ſchäumt, um nur ja raſch aus dieſer Enge fortzukommen. Felder haben ſie keine hier, nicht einmal Gärten, die Hühner ſcharren vergeblich zwiſchen den Steinen, die Ziegen aber klimmen haſtig das Gewänd hinauf, wenn ſie frühmorgens freigelaſſen werden. Und doch trägt keiner hier ſein Haus ab und baut es droben wieder auf, wo ſich die Hochwieſen dehnen, wo breit der Wald auf den Kuppen ſteht. Immer wieder kriechen ſie unter die verkrüppelten Dächer, wenn ſie herab von den Hängen kommen, wo die kargen Felder liegen, von denen ſie ihren Mais ernten, wenn ſie talab, wo die Berge mehr klaffen, die Erdäpfel aus den Steinen geſcharrt haben. Oder mühen ſich zu Tal, mit dem Bund Reiſig auf dem Rücken, mit der Heuhucke, in der ſie Halm für Halm das Futter für Kühe und Pferde herabſchleppen müſſen, die nicht zur Weide in die Felſen hinauf können. Und haben ſie das Tagwerk vollbracht, ſitzen ſie in ihren Hütten, hungern und kümmern. Gehen hinüber, zu ſehen, wie der Nachbar kümmert oder des Schwagers Bruder oder des Vaters Schweſter. Und könnten doch oben auf dem Berge leben, der eine da auf der Kuppe, der andere dort am Hange, mitten zwiſchen Maisfeldern, auf Wieſenrainen, auf denen Kühe und Schafe weiden, behaglich und wohlgenährt. Aber ſie verklüften ſich im Keſſel, zu Hunger und Verwandtſchaft geſchart.

Doch jetzt tanzen ſie. Mitten in der Straße ſchwenken ſie rechts, links, durch das Rinnſal hin, über Steinbuckeln hinweg. Tanzen vor dem Wirtshauſe, deſſen Beſitzer zugleich Kaufmann und Fleiſchhauer iſt. Nur klein iſt ihr Kreis, wenig Burſchen und Mädchen — viel Jugend gibt es ja im Dorfe nicht. Und von den anderen Dörfern findet ſich niemand ein, wenn ſie hier Kirchweih feiern, der Weg iſt zu weit — und ſchön ſind Mädchen und Burſchen hier auch nicht.

Der Baum wächst in die Höhe, wenn es eng um ihn ist, er bleibt zwar schlank, aber kerzengerade ist der Stamm. Der Mensch jedoch verknorrt dicht über dem Boden, wenn er wenig Licht erhält, er wird ungefüg und plump, als sei er eine Kröte, die bereit sein muß, um unter Steine schlüpfen zu können. Und auch die Pflanze bricht nur noch ungestümer zum Licht empor, hell ist ihr Schaft, durchscheinend die Blätter, wenn sie die Sonne sucht — der Mensch aber wird schmutzig, wird träge in der Dunkelheit. Und so sind alle in diesem Dorfe schmutzig, zerlumpt und träge.

Eine Wolke Staub steht um und über den Tanzenden. Der Reigen dreht sich darin und immer neu hebt sich die Wolke, als zeuge der Atem der Tanzenden diesen Staub. Und ist auch Stein der Boden — wenn Rumänen tanzen, knallen sie mit ihren Opanken selbst aus den Steinen Staub.

Zum Kreis haben sie sich gefaßt, in der Mitte stehen die Musikanten. Und um die dreht sich der Kreis, rechts, links, mit Tappen und Gestampf, als klopfe man den Musikanten den Takt vor.

Sie schwitzen und keuchen, vor ihren Augen wirbelt es, sie können kaum sehen, so sehr beschwert der Staub ihre Lider. Aber sie wollen ja nicht schauen, sie wollen mit geschlossenen Augen Bilder träumen, sie wollen keuchen, wirbeln, mit Lärm in den Ohren, im Blute, das sie zu keuchen und zu stampfen drängt. Denn das ist der Tanz, ist die Lust.

Sie kam von unten herauf, wo das Tal schon breiter ist, so daß Erlen dort wachsen. Ihres Vaters Mühle liegt dort, und das Dorf sieht man dort nicht mehr. Er ist von den Bergen herabgestiegen, wo er das ganze Jahr mit den Schafen durch den Wald zieht, über blauende Hochwiesen, durch das Gestrüpp der Windbrüche. Und wenn der Winter kommt, haust er mit den Schweinen in den Tobeln, wo auf steilen Südhängen Eicheln und Buchern auf schneefreiem Boden liegen.

Sie kommt nicht oft ins Dorf, nur wenn sie den Krämer sucht. Er weiß kaum, wie ein Dorf aussieht, glaubt, es sei nur, um Tabak zu beherbergen und Pulver, das er für seine alte Pistole braucht, mit der er die Wölfe schreckt, wenn sie die Herden umkreisen. Er ward, kaum daß er laufen konnte, einem Knecht als Hilfe zur Seite gegeben, wenn dieser die Schafe molk. Nun aber melkt er die Schafe, der andere treibt sie herbei und hält sie zusammen, denn er wurde zum Mann und der andere zum Kinde. Und er ist so weit mannbar, daß seine Stimme schon rauh geworden ist und er jede Rede mit einem Fluche beginnt, wenn er etwas sagen will. Sie aber hat schon einen gemessenen Schritt, ihr Gesicht ward breit, die Haut war manchmal fettig und sie mußte auch schon das Hemd im Gürtel lockern, damit es der Brust Raum gebe.

Sie steht mitten im Reigen, stampfend und sich schwingend. Zierlich ist sie, schmalhüftig, aber mit breiten Schultern. Die Haare sind glatt um den Kopf gelegt; der ist nicht von jener eckigen Form, wie der der anderen, denn deren Schädel sieht aus, als habe er sich schon früh an der Decke platt gestoßen. Und ihr Gesicht ist nicht rot, schweißig und verstaubt, sie sieht ruhig vor sich hin, auch wenn der Tanz heftiger geht.

Er steht und schaut zu. Manchmal mit aufgerissenen Augen, dann wieder spöttisch, mit dem brutalen Selbstbewußtsein des Naturmenschen. Er lacht über die Tanzenden. Raufen würde er lieber, hänseln — dieses faule Springen reizt seinen Spott. Es gefällt ihm aber doch, daß sie den Staub so schön aufwirbeln. Dann betrachtet er wieder die Mädchen, beobachtet wie sie sich schwingen, die Glieder, die Hüften bewegen, die Gesichter aber jenes ausdruckslose Lauschen zeigen, wie es der Tanz bewirkt. Und er macht sich allerlei Gedanken, wenn er die Mädchen ansieht.

Da gesellt sie sich wieder zu ihm. Sie kennen sich, weil

der Müller seine Schafe bei der Herde seines Vaters hat, die er betreut. Er ist ja auch aus dem Dorfe, gehört zu einer jener wenigen Familien, wo die Knaben schon mit der Wiege auf die Berge kommen, das ganze Leben dort verbringen und erst, wenn sie alt und siech geworden, wieder zu Tal finden.

„Bleibst du jetzt immer hier?" fragt sie. — „Ich?!" Und er blickt sie geringschätzig von der Seite an.

„Na, ja, dein Bruder muß doch zum Militär, da sollst doch du statt seiner auf dem Hofe bleiben."

„Mein Alter soll sich einen Zigeuner als Knecht suchen, mich hält er nicht im Dorfe."

„Was hast du vom Wald?" fragt sie wegwerfend. „Ist das ein Leben, immer nur mit den Schafen im Regen herumlaufen und auf der Erde schlafen?"

Fast möchte auch er tanzen. Aus Aerger schon, weil er mit ihr nicht sprechen kann und ihr dann näher wäre. Doch er fühlt, daß er nicht tanzen kann, nicht vielleicht, weil er es noch nie getan, sondern weil der Aerger nicht gelenkig macht. Vielleicht ahnt er auch, daß es Menschen gibt, die nie tanzen lernen müssen, und andere, die es nie erlernen. Weil bei den einen der Weg von den Füßen in den Kopf geht, bei den anderen nur vom Kopf in die Füße.

Wie er so nachdenkt, ob er nicht doch neben sie in die Reihe treten solle, und unschlüssig hinter ihr hertorkelt, brechen die Musikanten den Tanz ab. Sie wischen sich den Schweiß von den Gesichtern und schauen zu den Felsen auf, wo die Nacht langsam niederzusteigen beginnt. Für heute haben sie genug vom Tanz.

Die Burschen bestürmen die Musikanten, daß sie weiterspielen mögen. Aber die Zigeuner haben das Geld für die Tänze im vorhinein erhalten und geben nicht nach. Und während er zuwartet, wie die Sache ausgeht, hat sich ein Teil der Tanzenden zerstreut. Verblüfft schaut er sich nach

dem Mädchen um, sie ist schon fort. Er läuft hin und her, endlich findet er sie, wie sie mit einer Freundin die Straße hinabgeht. Rasch schließt er sich an.

„Wie lange bleibst du im Dorf?" fragt sie.

„Morgen früh steig ich wieder zu Berg". Er seufzt.

Rasch fällt sie ein: „Morgen tanzen wir wieder, auch den nächsten Sonntag, da hättest du mit mir tanzen können, wenn du im Dorf bleiben möchtest."

„Ich will aber nur im Wald sein!" sagt er trotzig. „Was soll ich auch hier machen?!"

„Wenn du einmal ein Weib nimmst, mußt du doch im Dorfe bleiben."

„Eh, bis dorthin" . . . „Das wird nicht so lange dauern", eifert sie. „Dein Bruder hat ja auch schon ein Weib; wenn er vom Militär kommt, gehen sie sogar zum Popen."

Er wird nachdenklich. „Freilich . . ." zögert er. Dann empört er sich wieder: „Wenn ich eine Geliebte finde, muß sie mit mir in die Berge hinauf."

„Wenn sie aber nicht will!" meint sie schnippisch. „Wenn ihre Familie sagt, sie darf nur im Dorf mit dir wohnen?"

Da wird er zornig. „Ist dies hier ein Wohnen? Hier fallen einem die Steine aufs Dach, hier muß man bis Mittag warten, bis man die Sonne sieht, hier kommt die Nacht schon am Nachmittag über die Berge. Ist das hier ein Leben?! So schmal ist die Straße, so eng sind die Höfe, daß nicht einmal ein Wagen in ihnen wenden kann. Setzt man hier einen Baum, so fallen die Aepfel doch dem Nachbar in den Garten. Ist dies ein Leben?!"

Sie aber sagt ruhig: „Man lebt nur, wenn man sieht, daß auch andere leben. Wer keinen Nachbar hat, weiß nicht, daß er ein Mensch ist."

Sie sind vor einem Hause stehen geblieben. „Kommst du mit herein, ich gehe noch ein wenig zur Tante", fragt sie ihn.

„Ich kenne deine Tante ja nicht."

„Du kennst niemand — da kennt auch dich niemand", gibt sie ärgerlich zurück, dann verschwinden die Mädchen im Hause.

Er steht noch eine Weile zornig da, dann läuft er fort. Und flucht, spuckt aus, schaut wütend auf die verwitterten Häuser, die ihn mit kleinen, erleuchteten Fenstern anstieren, wie hämische Kinder einen Armen. Dann schaut er zum Himmel auf, an dem ein, zwei Sterne blitzen, der so hell und weit scheint, weil dicht ringsum, wie zum Herabstürzen bereit, Felsen aufragen.

Vor einem Hause liegen einige Stämme, auf die setzt er sich. Sitzt lange und starrt in die Felsen hinauf, da er weiß, daß über dem Kamm drüben der Wald beginnt, der sich geschlossen dehnt, weit hinaus, bis dorthin, wo die Stina steht, die er bewohnt, um die rings die Schafe lagern. Nun hört er in den Felsen oben eine Eule pfauchen, gleichmäßig, wie eintöniger Spott, hört unter dem Himmel irgendwo einen Hund bellen. Und neben ihm schlägt manchmal eine Kuhglocke an, ein Kind weint drüben auf der Straße, ein paar Stimmen flüstern hinter Mauern, wie stockend, wie voll Furcht. In der Dunkelheit geht jemand nach Hause, müde tönen die Schritte, dann versucht der Heimgehende zu singen, bricht aber wieder ab, um schläfrig aufzugähnen. Und es riecht von Rauch und Staub und dieser Geruch scheint wie eine lähmende Hand auf den Dächern zu lasten.

Auch er gähnt. Und es fällt ihm ein, daß er jetzt am Hirtenfeuer unter dem offenen Dach der Stina sitzen könnte, die Bäume rauschten, die Schafe blökten immer spärlicher auf, dann schlüge ein Hund an, zornig auffahrend, wenn draußen der Wolf vorbeischleicht. Und daß es plötzlich Morgen würde, die Ringamseln wie toll läuteten, die Hunde sich räckeln, die Schafe hungrig blöken. Und dann zöge er hin-

aus, und während die Schafe sich langsam auf der Waldwiese verteilen, würde er rasch nachschauen, ob die Wildtauben im Nest, das er kürzlich entdeckte, schon groß genug seien. Oder die Hunde fingen vielleicht wieder ein Rehkitz im Jungwald, am Rande des Windbruches, dann hätten sie Fleisch für ein paar Tage . . .

Er erhebt sich, streckt sich schläfrig und will nach Hause gehn. Aber das Mädel. Ob es wirklich nicht anders geht, als im Dorfe zu bleiben, wenn er ein Weib nimmt? Ob hier die Menschen wirklich nur wohnen, weil sie zusammen alt werden müssen, um zu sehen, wie immer wieder ein Alter ein Haus verläßt und ein Junger hineinkriecht.

Er ist müde, ist traurig. Aber vielleicht könnte er sie doch heute noch fragen, ob die anderen dabei sein müssen, wenn sie sein Weib ist. Ja, er will sie fragen.

Er ist bald bei dem Hause, die Fenster sind noch licht, aber es ist still hinter ihnen. Vielleicht kann er vom Hofe in die Stube sehen, um zu erkennen, ob sie noch da ist.

Da hebt er die Nase, riecht, wittert. Ist das nicht der Duft von Priboi? Jener Steinblume, die sie heute im Haar trug, die so scharf riecht, weil sie im Walde wächst, wo sie den Modergeruch des Laubes durchdringen muß.

Sie ist also eben nach Hause gegangen. Was soll er nun tun? Weit kann sie noch nicht sein, die Mühle liegt ja eine gute Strecke unterhalb des Dorfes.

Da pfeift er durch die Zähne. Es ist ihm plötzlich zum Bewußtsein gelangt, daß dort ein Mädchen allein durch die Nacht geht. Draußen hingeht, wo Felder rechts, links sind, wo die Nacht voll Frische und breiter Freiheit ist. Grillengesang und der Duft blühender Maiswedel steigt und sinkt. Ein Mädchen allein in Nacht und Einsamkeit.

Er möchte jubeln. Doch er läuft lautlos an den Häusern vorbei, dem Priboigeruch nach, der wie ein warmer Atem

an ihn herankommt. Und schielt auf die Mauern, die Giebel, die dunklen Türen, die immer wieder so nahe auftauchen, als wollten sie ihm den Weg versperren.

Er erreicht das Freie, atmet auf und wird so ruhig, so sicher. Denn es ist Nacht und ein Mädel wo, das er einholen wird, und das zu küssen ihn nichts hindern wird, weil Nacht und Weite ihm stets Freunde waren. Und er weiß, daß sie diese Weite immer suchen muß, wenn sie ihn sucht, nach dieser Nacht, da sie seine Geliebte wird.

Immer weicher wird der Atem der Nacht, immer ferner zerfließen die Berge. Und da fühlt er wieder den Priboigeruch, der dringend und nahe vor ihm aufsteigt. Nun hört er auch schon des Mädchens Schritte. Da späht er vor und zurück, ob kein Haus mehr zu erkennen sei, kein Dach geduckt auf der Lauer liege. Aber dick und unbewegt ist die Dunkelheit und da lächelt er vor sich hin, sein Schritt wird leicht und weich, als rühre ihn ein Mitleid an. Jetzt sieht er sie dicht vor sich. Es straffen sich alle seine Sehnen, jäh schnellt er auf sie hin, als hole er zugleich zum Schlage aus, um das, was ihn bedrückt, zu zerhauen.

Und wie ein Fuchs, der ein Kaninchen anspringt, nur rasch, damit es ja nicht in den engen, den allzu engen Bau schlüpfe, huscht er durch die glatte Stille der Nacht.

London / von Julius Zerzer

Der Omnibusführer

Du leiteſt deinen Wagen durch die Stadt
Als einer, der des Zieles ſich bewußt,
Für den die Straße keine Rätſel hat
Und der gehoben über Leid und Luſt.
Du weißt es, wen du überholen mußt
Und wer ſich freier regen darf als du,
Und hältſt du inne oder eilſt, du tuſt
Es ohne Eile, tuſt es ohne Ruh.

Die Weisheit des Brahmanen und die Kunde,
Nach der der Mönch in Sehnſucht ſich verzehrt,
Sie tut ſich dar in einer einz'gen Runde
Des Omnibuſſes, der durch London fährt,
Sie tut ſich dar in einer halben Stunde
Dem Lenker, dem die Wirklichkeit gehört.

Der Schutzmann

Die Wagen wirbeln, ſo wie Straßenſtaub
In Wolken wirbelt, wenn ein wirrer Wind
Durchfegt den Kreuzweg, auch wie dürres Laub
Unſchlüſſig kreiſend durcheinander rinnt.
Und in der Straßen Hin- und Widerſpiel
Ein Mann in blauem Rock, der ſeine Hand
Hebt zum Befehl: da formt ſich jedes Ziel
Und alles iſt in das Geſetz gebannt.

O Menſchenhand, die ſich zur Bildung hebt —
Denn alles Bilden iſt ein Scheiden nur
Je nach der Richtung, die ein Ding erſtrebt —
Du biſt Jehovas Arm, zum Werdeſchwur
Gereckt, indes das bleiche Chaos bebt,
Durch das die Gottheit geht auf hoher Spur.

Richard Huldschiner / Der Ophirfahrer

Schwermut beschattete ihn; da war er leidvoll und sann auf Flucht aus der trägen Kirchhofsruhe seiner Seele, die nicht willens war bei den Toten zu liegen. Denn sie war jung und wollte ans Licht. Er kannte ein blondes Mädchen, das ihn froh anlächelte und in seinen Armen lag. Aber da schämte er sich ihrer Jugend und Süße, da ihm sein eignes Lächeln nur ein Krampf und seine Liebe ein stammelndes Betteln schien. Und er schämte sich, daß er mehr nahm als gab, und ging auf's Meer, das er nur vom Hörensagen kannte. Denn es hieß, daß es ein Bad der Reinheit sei, und daß es Ewigkeit gäbe.

Und er sah die erste Nacht sich auf die endlosen Wasser senken, sah die Mondstraße des Lichts ins Unermeßliche hinausziehen, sah Welle auf Welle verrinnen. Kommt es nun, kommt es endlich, das Glück? fragte er und horchte auf Antwort.

Es kann noch nicht antworten, antwortete er selber, da alles still blieb. Dies ist die erste Nacht, noch ist der Staub der Landstraße auf dir.

Weit war das Meer und wie eine blaue Glocke darüber der Himmel. Fern am Horizont zogen mit qualmenden Schloten die Dampfer und weiß besegelt die Viermaster dahin, die Delphine sprangen im Uebermut ihrer seelenlosen Wachträume, das Meer atmete rauschend, weiße Wolkengebirge türmten sich im Westen, aufsteigend aus der Wasserwüste des Atlantik. Und er selber, der alles dieses sah, fragte ungeduldig: wo ist das, was ich noch nie sah? wo ist das Unerhörte, das Neue? um dessentwillen ich mich zur Wanderschaft gegürtet habe?

Er war zeitlebens ein Mann der Berge gewesen. Nun machte er sich aus den Wellen und den Wolken am Horizont ein Schneegebirge, damit er auch auf den Wassern der An-

dacht nicht zu entraten brauche. Ist dies meine Einsamkeit? fragte er. Lebt Gott in dieser Wildnis? Kann ich meine Seele in die grüne Welle ausgießen, damit sie blühe? Ich habe sie doch gepflegt, und dennoch will sie mir verdorren.

Die Nacht war schwer und dunkel. Die Sterne funkelten mit kleinen Lichtern, unruhig ausgestreut da und gesellig geschart dort, das Meer rauschte dumpf aus der Nacht, wälzte sich wie ein Fiebernder im Traum nach Mitternacht, das Schiff erzitterte von seinem Gang, vorwärts getrieben, immer vorwärts — er aber, der inbrünstig Suchende ging rastlos auf und ab auf dem schmalen Deck, und sah ins Ungewisse hinaus.

Sieh, da blitzte im Süden ein Lichtstrahl am Himmel auf, verschwand, kam wieder. Und nun hob es sich blendend über den Horizont. „Das Feuer von Ouchant", sagte der Bootsmann, der die Laterne in der Hand, auf Holzschuhen an ihm vorüber klapperte. Ein Leuchtturm nur? O Gott, nur ein Leuchtturm, der auf der Klippe steht und seelenlos seine Strahlen über die Wasser sendet wie ein Auge, das blind geworden ist und dennoch weinen und lachen kann. Und ich dachte, jenes Licht sei Botschaft mir aus meiner eigenen Seele und wolle Frieden künden.

Einsam ist der Mensch unter den Menschen, aber es scheint, daß er auch einsam ist, wenn er nur sich selber gegenübersteht und sich hart angeht. Nur *eine* Seele ist er und ihn bangt nach der Auflösung in der Unendlichkeit der vielen Seelen. Wer in ihrem Meer untergeht, kennt keine Sehnsucht. Aber ist dies das Glück, Ameise zu sein im Ameisenhaufen und Wassertropfen im Atlantik? Nein, das ist nicht das Glück. Sein wie man ist, und an sich genug haben, das ist das Glück.

*

Tag für Tag versinkt die Sonne im endlosen Ozean, neue Sterne steigen im Süden aus den Wassern, nachts leuchtet

der Wellenschaum in phosphoreszierendem Licht und die Fischschwärme leuchten wie flüssiges Silber; der Einsame steht sinnend an Deck und hebt den Blick zu den Sternen. Das alte Europa ist weit, ist irgendwo versunken, kennt diese Sterne nicht. So kennt es auch ihn nicht mehr, da er auf den Wassern treibt. Er ist untergetaucht in eine ferne Vergangenheit, in eine ferne Inkarnation seines Wesens, ist ein Ophirfahrer auf fremden Meeren.

Hundertundfünfzig Tage schon geht sein hochbordiges Schiff nach Osten und immer noch will kein Land sich zeigen. Da hadert er mit Gott, der es zuließ, daß er ins Uferlose, ins niemals Begründete, in den unersättlichen Wasserschlund hinausgesegelt ist und ein ungekanntes Grab finden wird. Hart und kalt stehen glitzernde Sterne am Firmament. Der Wind ist tot, dunkel das Meer; tief unten im Bauch des Schiffs singen die drei frommen Brüder, Abdon, Adrimelech und Isai, ihr Abendgebet zum Unerforschlichen, das Murmeln der andern Beter antwortet ihnen und nur er, dem König Salomon selber dieses Schiff anvertraut hat, er kann keinen Frieden finden. Er steht vorn am Bug mit gebreiteten Armen, zum Sprung gerüstet, um zu sterben. Noch ist es dunkel, noch wird keine Wache seinen Tod sehen, denn er will nicht die Scham in den Tod mitnehmen.

„Warum gabst du mir, dem Kleinmütigen, dein Schiff, König Salomon?“ spricht bebend sein Mund. „Hättest du es lieber dem Obersten der Eunuchen gegeben oder deinem Lieblingsweib als mir, dem Gott die Schwere ins Herz senkte und den Zweifel. Es gibt kein Ophir. Nach dem Rande der Erde führt dieser Todesweg, nicht zu glücklichen Gefilden.“

Und er steht auf dem Schiffsbord und will sich fallen lassen, da steigt vor ihm am Horizont wie eine Garbe ein rotes Leuchten auf, eine bleichere Helle schiebt sich nach, sanft rundet sich der Mond und wird zum Ball, der selig

im Unendlichen schwebt. Und ein Wind erwacht, ein leises Schwellen schlägt schlaffe Segel gegen den Mast, ein zackiges Land wächst aus dem Meer — „Ophir! Ophir! Brüder, das Wunderland!“ schreit eine Stimme. Und vorn am Bordrand kniet ein Schluchzender, schlägt mit der geballten Faust an seine Brust und spricht sein Gebet:

„Herr, du gabst dem Meere die Grenze und dem Menschen ein hoffendes Herz. Aber zugleich erhöhtest du dich so sehr, daß Zorn und Zweifel der Menschen nicht vor deinen Thron zu kommen vermögen. Tief unter dir, verdämmernd im Grau der Niederung, lebt kümmerlich der Mensch dahin und windet sich wie ein Wurm im Krampf des Zweifels. Bis die Stunde gekommen ist, da du dich herabneigst zu ihm und selig ihn machst, den einen erst in der Stunde seines Todes, den andern schon hier und jetzt“.

*

Fremdes Meer und fremdes Land sah der Schweifende. In Habana saß er mit Trunkenen in den Bars, wo die Dirne ihre Augen blitzen läßt, er sah den Pic von Orizaba weiß über die Wolken sich heben, den Popokatepetl und Ixtahuatl sah er über der braunen Ebene von Mexiko, zur Stunde der Morgendämmerung fuhr er auf schmalem Boot in urwaldumsäumte Flüsse ein, über denen weiße Reiher schwebten, und in deren Gewässern der Aligator sich treiben ließ, in San Louis Potosi erhandelte er milchweiße und grün und rot schillernde Opale, die ein Einarmiger aus einem Stückchen schmutzigen Zeitungspapiers wickelte, und wieder nach Monaten ging er durch die Pflanzungen der Nelkenbäume in Zanzibar, sah die Negerweiber unter Mangobäumen mit herausgerecktem Steiß und unzüchtigen Bewegungen „Ngoma“ tanzen, dürstete in den sonnenflimmernden Usambara-Bergen, angelte knallrote und giftgrüne Fische in Mombassa, sah den weißbeschneiten Vesuv in einen trü-

ben Himmel ragen, jagte im schweren Sturm durch Mittelmeer und Golf von Biskaya, und war dann wieder in der Bay von Aden an der Küste des räuberischen Somali-Lands, und Kap Guardafui schwand im Dunst der Ferne.

Mona Lisa war aus ihrem Grab in Florenz auferstanden und wandelte mit den dunklen, wissenden Augen, um die Mundwinkel ein zart aufblühendes Lächeln, in duftigen Gewändern an Bord des Dampfers auf und nieder. Sie saßen neben einander an Deck, wenn die steil niedergehende Sonne im Rot des Meeres zergangen war und sprachen zögernde Worte mit einander.

„Sie sind so schön", sagte er zu ihr, „warum sind Sie so schön?"

„Sprechen Sie nicht so! Sie sollen nicht . . ."

Er schüttelte den Kopf. „Ich sage auch zur Sonne, daß sie schön ist, und sie muß es dulden. Wenn ich aufhören soll, das Schöne zu bewundern, so muß ich sterben. Ich verlange nicht, daß Sie mich anhören, ich weiß, Sie lieben Ihren Mann und der Frieden Ihrer Seele ist mir heilig. Aber wenn die Nacht aus dem Meere steigt und Ihr Mund wie eine Blume aus den Schauern einer niegeahnten, fernen Welt mich anlächelt, so muß ich zu Ihnen reden, wie mir's ums Herz ist. Lassen Sie es zu, daß meine Worte an Ihnen vorüberrauschen wie die Bugwelle unseres Schiffs da unten an Ihnen vorüberrauscht!"

„Kind Sie! Ich will Ihnen nicht böse sein."

„Dank, Mona Lisa! Mehr will ich nicht. Sehen Sie, ich zog aus, um das Glück zu suchen, obwohl ich weiß, daß ich es nie finden werde. Denn ich gehöre zu den Menschen, die es wohl *erkennen*, wenn es nahe ist, die aber nicht zuzufassen verstehen. Und auch das schon ist mir Glück, zu wissen, daß es ein Glück *gibt*. Ich stehe am Rand der Dinge. Ich bin wie ein Feldherr ohne Soldaten, der die Schlacht nicht schlagen kann, die er gewinnen müßte.

Das Leben gleitet mir aus den Händen, ohne daß ich es gestalten kann. Ein Spielball der Zufälligkeiten bin ich, wenn man das Zufälligkeiten nennen kann, was dem Menschen aus seinem Wesen erfließt. Ich kannte die Angst dessen, der von den Wellen erfaßt hinundhergeworfen wird und nicht zum Hafen mehr schwimmen kann. Aber Sie sind mir wie das Licht des Leuchtturmes, das fern und doch tröstlich aufblitzt und schwindet, aufblitzt und schwindet."

Er saß eine Weile still, ohne zu reden, aber Mona Lisa faßte nach seiner Hand und drückte sie leise, wie angstvoll, und wandte ihm im Dunkeln das Antlitz zu, daß er den süß geschwungenen Mund und die geheimnisvollen Augen nahe vor sich sah. Er regte sich nicht im Anschauen ihrer Schönheit, bis auf einmal eine Gruppe laut redender und lachender Männer wie ein greller Lichtblitz, wie eine Dissonanz, im Schlendern um die Ecke des Decks herumbog, Mona Lisa aufsprang und sich mit zarter Bewegung in den Arm des Gatten einhängte.

Da ging der Einsame langsam über das Vordeck, auf dem die indischen und arabischen Passagiere im Schlaf wie hingemäht bunt durcheinander lagen, auf das erhöhte Deck des Schiffsbugs, sah in die grünlich phosphoreszierende Bugwelle hinab, sah in die Nacht hinaus, deren dunkles Schweigen der Dampfer mit seinem Schnabel gleichsam entzwei schnitt, und lächelte still vor sich hin.

Jetzt wußte er, daß er der Schwermut nicht entrinnen konnte. Sie war ja sein Glück, sie war seine Unruhe, sie war das Wasser, das er mit starken Armen schwimmend zerteilte. Ueber ihm standen zwei dunkle und sanfte Augen, wie die der Mona Lisa, und sahen ihn an. Sie sprachen nicht, aber sie lenkten seinen Weg. Und um zarte Mundwinkel blühte ein stilles Lächeln auf. Endlich, endlich sah er das ferne, gewaltige Antlitz Gottes zu ihm sich herabneigen.

Abend / von Hugo Neugebauer

Des Himmelstores Schwelle schau
besprengt mit dem Blute des Abendlammes,
das die dunkle Wurzel des Lebensstammes
mit sonnenlichter Welle tränkt.
Schau Wald und Au behängt
mit dem goldenen Opferfelle.
Auf silbernen Sohlen gleitet
Nacht es zu holen und breitet sacht
über die blinden, Kälte leidenden
Toten im Grabe die Gabe des scheidenden
Tages: die Wärme, das Licht.
Da regt es sich unter den Säumen:
vor ihrer Lieben Gesicht
wandeln sie leise in Träumen —
und ahnen es nicht.

Alfred Kubin / von Will Scheller

Romantik ist bekanntlich im Grunde ihres Wesens keine epochale, sondern eine individuelle Erscheinung und infolgedessen nicht gebunden an eine Vielzahl persönlicher Bewegungen, von denen sie getragen würde. Sie ist recht eigentlich der Begriff jenes Kontrastes, der entsteht, wenn ein schöpferischer Mensch, des Kompromisses unfähig, genötigt ist, die kraft seiner besonderen Natur zwischen ihm und der Zeit bestehende Distanz durch Konstituierung, das heißt, Erkenntnis und Ausgestaltung eines individualen Weltgefüges im eigenen Innern zum Gleichgewicht zu erheben, infolge wovon seine Kunst als weltabgewandt erscheinen mag und je nach Maßgabe seiner Phantasie in dem Bereich der Träume wurzeln kann.

In einem Zeitalter, welches der offenkundigen Mecha-

nisierung aller lebendigen Auftriebe entgegenschreitet, und das wie kein anderes zuvor den Dämonen der Utilität Huldigungen bringt, Altäre baut, indem es Fühlarten wie Begeisterung und Ehrfurcht in das Gerümpel der Dachkammer verweist, müssen naturgemäß romantische Charaktere, Menschen von besonderer Selbstbesinnung, abseitig aussehen und gar als Eigenbrödler und Reaktionäre, Phantasten und Spinner ausgerufen werden, wobei der Takt ihres Blutes, der Rhythmus ihrer Lebensregung durchaus übersehen und nur das nicht „Zeitgemäße" ihrer Produktion leichtfaßlich etikettiert wird.

Deshalb ist es auch erklärlich, daß ein Mann wie Alfred Kubin solange wie ein Aztekenfürst herumgezeigt wurde. Denn dies ist ein hauptsächlichstes Merkmal des gegenwärtigen Zeitgeistes, daß weder öffentliche noch private Kunstschmecker auch nur das Bestreben fühlen, unter die Oberfläche des künstlerisch Geformten hinabzutauchen. Da wird abgelehnt oder begrüßt ganz nach persönlichem gout oder dégout, und das Wort Objektivität wird in Geduld belächelt wie der ganze Schopenhauer. Die Kritik ist bekanntermaßen so weit, daß es nicht mehr darauf ankommt, was, sondern wie gesagt wird. Der Kunstbegriff ist ein Spielzeug für Snobs und Dilettanten geworden, und es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn sich Hermann Eßwein in seiner Monographie Kubins (Georg Müller, München) erbittert gegen den ganzen Unwert, gegen alle die Verzerrungen der neuen Zeit in Positur setzt. Wie er unbarmherzig, aber mit sicherer Hand und eindringlich zum Beispiel das Zerbröckeln des Humanismus schildert, wie er das triste Macherwesen der heutigen Kunststrebungen kennzeichnet, das ist ebenso bedeutend und von gleicher Wichtigkeit, wie die eigentliche Entwicklung seiner Schrift, und geschrieben in dem Stil einer überzeugenden Gerechtigkeit, die so nur aus dem eigenen Erleben emporsteigen

konnte. Seine Art, von einer sachlichen Definition der Kubinschen Psyche und einer derben Zeichnung der Epoche zum eigentlichen Aufrichten des Bildes zu kommen, ist schlechthin meisterlich, das heißt, von einer einleuchtenden und ernsten Kennerschaft, die man restlos nennen muß, indem sie nämlich das offenkundig Wirksame und Entwicklungsfähige vom bloß Stufenhaften unerbittlich scheidet und insofern zu einer treffenden Deutung des Gesamten kommt. Wenn er sagt, daß Bilder richtig sehen soviel heißt, wie auf das Seelische hin ansehen, das sie auslösen, erweist er sich damit als berechtigt zu seinen überaus anregenden Verallgemeinerungen, Einsichten und Ausblicken, die ihrem Ausgangspunkt ein klärendes Licht zurückwerfen. — Der Künstler ist aus den Bedingungen des Menschen zu bestimmen, darzustellen, weil er in allgemeiner Gültigkeit der Manifestierende des Individuums ist. Alfred Kubin ist das romantische Individuum vorzugsweise einerseits wegen seiner Art zu sehen, andererseits wegen seiner menschlichen Werte, die im Hinblick auf die gegenwärtige Epoche reaktionär sind, als Gefühle der Ehrfurcht, als Gefühle der Hingabe, des Ueberschwanges. —

Es ist nicht so sehr das Außerordentliche der Szenerien oder Situationen, was Kubin Anlaß zur Gestaltung gibt, sondern eher dasjenige, was an den Dingen gewöhnlichen Augen nicht sichtbar ist, die allen Dingen anhängende Romantik, das zweite Gesicht, kurzum: die andere Seite. Dies zu sehen, das Heimliche, in allem Alltag Lebendige, ist des humorvollen Pessimisten Begeisterungsmöglichkeit. Da schaut er hin, scharf, mit einem Zucken um die Mundwinkel, und nimmt wahr das Groteske an Allem: ach, sogar „erhabene Situationen können der Lächerlichkeit, dem Hohn, der Ironie verfallen", sagt er, und nicht nur Situationen.

Es ist das Wesen des echten Romantikers, daß er die Augen offen hat und wachen Auges träumt. Sein Träumen

Die Geschehnisse darin sind sehr eigentümlich. Sie erinnern an die Atmosphäre gewisser deutscher und ausländischer Dichter, deren Phantasie auf ganz unbekannte, neuartige Bahnen gelangt war, Bahnen, die zu verschlossenen Reichen führten. Die Tore zu diesen Reichen sind von jenen Dichtern aufgeschlossen worden, und einige sind stark genug, auf den Gebieten voller Gefahr ihre Reisen zu machen. Alfred Kubin hat solche Reisen offenbar unternommen, und es scheint, als wäre er auf den Gewässern des Traumes wohlbefahren. Denn sein Buch ist traumhaft; es bestrickt mit dem fabelhaften, unwiderstehlichen Reiz des Unerhörten, Ueberraschenden, Aengstigenden; die Angst wird einem beim Lesen dieses Buches zur Lust, man gibt sich geradezu mit Begier den grausamen Ereignissen hin, man frohlockt in Qualen. Aber das ist nicht alles.

Man sieht ungemein viel. Man bemerkt alle möglichen und unmöglichen Gestalten, groteske, lächerliche Figuren, die ihr seltsames Wesen treiben. Lasziве Gespräche werden laut, schlüpfrige Worte tanzen einen begehrlichen Reigen. Verkommene Subjekte leben umher, Schemen von Menschen zerfallen unter den robusten Blicken des Stärkeren zu Staub. Freche Lümmeleien werden getrieben, sinnlose Geschäfte gemacht; aber den ewig grauen Tag erhellt keine Bucht in Wolken. Ein Alpdruck lastet auf allen. Diese ganze Stadt Perle ist behext. Sie steckt mit allem, was in ihr lebt, unter dem Bann einer Kraft, die jenem Patera innewohnt, einem Geschöpf, das mehr ist als Mensch.

Aber dieses sich selbst verzehrende Wesen des gesamten Tuns, dieses hinstechende, entsetzliche Dasein der Unfreien wird gestört. Es nähert sich so etwas wie ein Gegenpol. Ein fremder Mensch von unglaublicher Willensstärke kommt von Außen und macht die Menschen toll. Sie begehen die größten Schweinereien unter dem wahnsinnigen Druck der tollsten Ereignisse; die Häuser zerfallen, die Tiere über-

schwemmen die Stadt, Seuchen verbreiten ihre eklen Dämpfe. Der Wille Pateras läßt nach, die Fäden seiner Marionetten werden locker; sie schleifen am Boden, lüstern, verderbt. Es geschehen unfaßbare Dinge. Feurige Visionen folgen aufeinander, ein Strudel tut sich auf. Mitten in dem ganzen grauenhaften Gewirr befindet sich das Wunder. Sehr merkwürdige, schöne Menschen, Ureinwohner, Mongolen, lautere Seelen bewahren das Geheimnis. Sie sind unbefleckt. Sie reden mit niemandem, und niemand redet mit ihnen, keiner wagt das. Sie wohnen in der Vorstadt, in zierlichen Häusern und Gärten. Sie wissen. Darum verlieren sie nicht das Bewußtsein. Mit ihrem Schweigen halten sie der ganzen Grauenhaftigkeit des Geschehens um sie die Wage. Das macht dieses Werk so schön.

Der Verfasser hat sein Buch mit einer Menge von Zeichnungen ausgestattet, und es sind ganz außerordentliche darunter. Sie machen die Bizarrerie mancher Ereignisse überraschend glaubhaft und erhöhen den malerischen Eindruck vieler Bilder. Das ist überhaupt ein besonderer Wert dieses Buches, daß vieles darin so bildhaft ist, so sehr gesehen. Uebrigens findet man immer neue Werte darin, und man kann, sobald man über diese „Andere Seite" redet, nichts tun, als Hinweise geben.

Welchen Auftrieben Kubin gehorcht, ist in dem schönen Werk Eßweins oft und genau zu lesen. Desgleichen, welchen Weg der Künstler gegangen ist. Eßweins Analyse des Malers ist einzig, für Eßwein oft ebenso bezeichnend wie für Kubin. Dann preist er den Illustrator. Vier Bände Poe. Und während anfänglich eine gewisse Steifheit nicht zu verkennen ist, wird bei den späteren Bänden das Eigentliche immer tiefer begriffen. Ganz Poe'sch sind viele, nicht alle Bilder. Aber die Besten glühen vor Lebendigkeit. Ueberhaupt ist das jeweilige Erfassen des für ihn Wesentlichen der Dinge und ihrer Beziehungen unter einander,

Zeichnerische Effekte beruhen auf der Weise der Konzeption. Alfred Kubin arbeitet im Fieber, und deshalb wirkt sein Strich manchmal wie plötzliche Erleuchtung, weil nämlich das Geschaute aus dem Tiefsten herausgehoben wird, wohin es in der unsagbaren Schwere der glühenden Konzeption gesunken war. Und indem er nicht dilettiert, sondern fleißig gelernt hat und so die Formen, durch welche seine dem Traum entrungenen Gesichte zum Ausdruck kommen sollen, durchgebildet besitzt, haben wir in Kubin einen Meister seines Handwerks, keinen parasitären Outsider.

Die Versuchung des heil. Antonius / von Martina Wied

Spinnweben kleben an den Felsenflanken
und Molch und Assel kriechen durch die Feuchte,
ein fauler Holzstrunk einzig dient zur Leuchte,
um den die Würmer sich als Henkel ranken.

Der Heilige (längst gleicht er einem Baum
mit rissiger Rinde und verblichnen Flechten)
versinkt im sanften Glanz der Gottgerechten
und dämmert hin im Patriarchen-Traum.

Doch in den Nächten, da des Schakals Heulen
über der Wüste blaue Mondflut schrillt,
erbrandet auch sein zähes Blut, und Bild
um Bild glüht auf im grauen Nest der Eulen.

Glüht auf aus silbrig-blassem Nebelqualm.
Verworren klingt der Stimmen fernes Brausen.
Ein brünstiger Schrei, ein zweiter, und in Pausen
steigt auf der warmen Wollust wilder Psalm.

Und vorwärts aus dem Grau wälzt sich der Spuk
des jüngsten Tags, der Teufel grauser Reigen:
Heuschrecken, die auf Totenbeinen geigen,
und Menschenaugen, einem irdnen Krug

entstrahlend, der auf Menschenfüßen schreitet,
von eines Elchs Geweihen überkrönt.
Das Stöhnen einer großen Trommel dröhnt;
um ein libellenzartes Fräulein streitet

ein Geier mit gewaltigem Flügelschlagen,
dem sie ein feister brauner Teufel raubt.
Zwei Dirnen, deren Haare dicht bestaubt
von violettem Puder schimmern, tragen

die leuchtend weißen Brüste eingezwängt
in enge Spangen rotpolierten Golds,
ächzend herzu das schwarze Marterholz,
an dem des Heilands fahler Leichnam hängt.

Die Grüfte brechen auf. Ein weißer Schein
von bleichen Leibern blinkt . . . Genug, genug!
Er schlägt die Hände vors Gesicht. Der Spuk
senkt tief in Auge und Gehör sich ein.

Er rast zum Ausgang seiner Höhle. Steif
stützt sich sein Arm auf harte Felsenpfosten:
Die Nacht entflattert, und der blanke Schweif
des roten Vogels Tag loht auf im Osten.

Kühl streicht der Wind, der vom Gebirge weht,
um seine Stirn, verscheuchend die verruchten
Gebilde, und der Geist des Gott-Versuchten
erquickt sich still im stammelnden Gebet.

Güte / von Peter Altenberg

Jeder Mensch, der irgend etwas begeht, und weiß es selbst gar nicht, daß er es falsch getan hat — — — siehe, an ihm geht es dennoch schlimm aus! Er kann sich nicht entschuldigen mit seinem „guten Willen", denn Gott berücksichtigt diesen nicht, sondern nur die „edle Weisheit" einer jeglichen Betätigung! Der sogenannte „gute Wille" ist eine schmachvolle feige Entschuldigung, die in dem „Buche Gottes" in das Minus-Conto eingetragen wird!

Der „gute Wille" ist ein „gefälschtes Zeugnis" für „Seelen-Intelligenz". „Ich habe es gut gemeint", ist ein Zeugnis für „Selbstverurteilung". Meine es schlecht, mein Lieber, aber denke das Richtige!

„Güte ist Stupidität; es gibt nur eine einzige wahrhaftige Güte: Weisheit! Rate mir nicht, helfe mir nicht aus Güte; da kann ich leicht Dein Opfer werden. Rate, hilf mir aus eiskalter kristallklarer unerbittlicher adeliger Weisheit!

Alle Menschen, die angeblich „zusammengehören", machen es sich gegenseitig leicht, indem sie „gut" sind. „Weise sein", in Bezug auf einen geliebten Menschen, das fällt ihnen zu schwer, das können, ja, das wollen sie nicht. Da könnten sie „in Konflikte kommen", „mißverstanden" werden; aber die dumme alberne leichtfaßliche Güte, die versteht ein Jeder, erkennt ein jeder Gleichgiltige an. Güte ist ein feiges Seelen-Manöver, um Idioten zu bluffen! Die Idylle des Familienlebens, des Ehelebens, des Lebens zwischen Geliebten, besteht zu 70 % daraus.

„Bin ich nicht gut zu Dir, Du Undankbarer?!?", ist die Phrase der „geschickten Kühe", die damit die „ungeschickten Ochsen" an sich fesseln! Mögen es auch noch so sehr in anderer Beziehung „Stiere" sein — — —

(gez. von Max v. Esterle)

Maler Hugo Grimm

Zur Reform der Literaturgeschichte

Die Klagen über Verflachung unserer Literaturwissenschaft sind seit Scherer nicht verstummt und werden immer lauter. Von verschiedenen Seiten werden Reformvorschläge gemacht, die alle auf Zurückdrängung des wissenschaftlichen Teiles hinausgehen. Adolf Bartels möchte die Literaturgeschichte vor allem in einer engeren Verbindung mit der Geschichte, zumal Kulturgeschichte sehen, andere weisen auf eine stärkere Heranziehung ästhetischer und psychologischer Momente hin, Elster gibt sich gar dem Glauben hin, daß man einmal zu festen ästhetischen Formeln kommen könne, und macht diesbezügliche Versuche. Eines ist klar: die Literaturwissenschaft in ihrem gegenwärtigen Stande kann ein tieferes Bedürfnis nicht befriedigen.

Gervinus und seine Nachfolger standen im engsten Zusammenhang mit der Geschichte, bis Wilhelm Scherer durch Einführung der philologischen Methode und Veräußerlichung des Geschichtlichen der Literaturgeschichte den Stempel einer selbständigen und vor allem exakten Wissenschaft aufzudrücken suchte, ihr also das Gepräge gab, das sie im wesentlichen noch heute hat. Von den Anhängern Scherers wurde das als große Tat gepriesen, von seinen Gegnern aber wird es, und ganz mit Recht, als unheilvoll bezeichnet, weil dadurch ein Untergeordnetes zur Hauptsache gemacht und die Literaturgeschichte auf ein Gebiet geführt wurde, von dem aus die Möglichkeit einer intensiveren Fühlung mit der Kunst ausgeschlossen ist. Die Literaturgeschichte darf niemals die Exaktheit etwa der Naturwissenschaften in ihr Programm aufnehmen, will sie ihrer Hauptaufgabe, das Kunstwerk auf seinen geistigen Gehalt hin zu prüfen, gerecht werden. Daß hiezu nicht Exaktheit und Gelehrsamkeit, sondern einzig die Intuition in Betracht kommt, ist selbstverständlich, und es bleibt immer ein Unding, ein Kunstwerk durch biographische Materialien erklären zu wollen, weil alle Erlebnisse des Künstlers im Kunstwerk eine tiefere, oft symbolische Bedeutung gewinnen. Die vornehmste Aufgabe der Literaturwissenschaft, das sei hier nochmals betont, besteht im Erfassen des schöpferischen Gehaltes eines Kunstwerkes. Erst in zweiter Linie kommen ästhetische und technische Untersuchungen in Betracht. Dem bio-

graphischen Material darf nur insofern Bedeutung zugemessen werden, als es eine Einsicht in die geistige Entwicklung des Dichters vermitteln kann. Alles Andre ist überflüssiger Ballast. Großen geistigen Strömungen und ihren wechselseitigen Durchdringungen nachzugehen, ist unendlich wichtiger als Textkritik und Stoffgeschichte. Von größerem Werte als die von manchen Seiten verlangte Anwendung der Rassentheorie durch die Literaturgeschichte, scheint mir die Betonung genetischer Momente zu sein, weil dadurch am ehesten ein Einblick in das Wesen des Künstlers möglich gemacht wird. (Gute Vorarbeiten auf diesem noch sehr dunklen Gebiete von Dr. Hermann Swoboda, Privatdozent an der Universität in Wien, Aufsätze in der „Oesterreichischen Rundschau".) Natürlich darf der psychologische Teil niemals überwuchern, sondern muß immer eine untergeordnete Stellung einnehmen.

Der schlimmste Irrtum, in den die deutsche Literaturgeschichte im Gegensatz zur französischen verfallen ist — und das darf von der Kritik nicht übergangen werden — besteht in der breiten Wiedergabe eines ungesichteten und teilweise ganz wertlosen Materials. Eine Flut von Namen und Zahlen, Büchertiteln wogt vorüber, aber alle Gelehrsamkeit vermag das Tote nicht zu beleben. Interessant ist es zu beobachten, wie Literarhistoriker, die keine Lehrkanzel inne haben, den Professoren diese Ueberfüllung zum Vorwurf machen und doch bei der Darstellung der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, dem sie zu seinem Recht verhelfen wollen, deutscher Gründlichkeit zum Opfer fallen. Oder sollte dieser Fehler einen anderen Grund haben? Vielleicht liegt er in dem Mangel großer Gesichtspunkte, von denen aus betrachtet sich eine scharfe Differenzierung zwischen Wertvollem und Wertlosem in der Literatur von selbst ergäbe. Dann verschwände das Unbedeutende und es wäre jenem kritiklosen Unternehmen, welches das Kleine mit derselben Emsigkeit und Sorgfalt behandelt wie das Große, der Boden entzogen; dann würde die Darstellung von selbst Tiefe und Schärfe gewinnen und sich nicht in die Breite verlieren.

Es berührt ungemein komisch, wenn man von den Entschuldigungen und dem Bedauern des Autors vernimmt, mit

Rücksicht auf den beschränkten Raum sei leider eine Vollständigkeit nicht möglich . . . Aber Gründlichkeit und Wissen sind noch keine Tat. (Dabei entfalten manche von unseren Literarhistorikern eine Geschwätzigkeit, die wohl von ihrer Verwandtschaft mit dem Journalismus zeugt, aber mit echtem Forschertum gar nichts zu tun hat.) Die einzigen wahrhaft großen Literarhistoriker, die Deutschland jemals besaß, waren die beiden Schlegel. Ihre bezwingende Darstellung, die immer von großen Gesichtspunkten geleitet das Lebendige mit genialer Sicherheit herausgreift, die großen historischen Momente berücksichtigt und den Zusammenhang der Literatur mit dem Volkstum herstellt, ihre von philosophischen Ideen durchäderte, universelle Kunstanschauung hat keiner ihrer Nachfolger besessen.

Der Literarhistoriker der Zukunft wird sich natürlich an keine Vorschläge halten, sondern einzig seiner Intuition folgen. Soviel aber ist gewiß: Der kommende Literarhistoriker wird mehr besitzen müssen als bloße Gelehrsamkeit, will er die Literaturwissenschaft vertiefen — und darauf sollte es ja in jeder Wissenschaft ankommen — es muß ihm eine Weltanschauung eignen, die allein eine großzügige Kunstanschauung vermitteln kann.

Hermann Oberhummer.

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

SOEBEN IST ERSCHIENEN:
LUDWIG ERDE
Jesse Wittich
Roman
AXEL JUNCKER VERLAG / BERLIN

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)
BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 376/377 (60 Heller.):

Glossen / Nachts

Notizen / Glossen

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck